JÜDISCHE JUGEND

I. JAHRGANG IJAR 5684 HEFT 2

BRIEF AUS EREZ ISRAËL.*)

Von *A. D. Gordon.*

A. D. Gordon, der vor wenigen Jahren verstorbene Arbeiterphilosoph aus Daganjah, kam erst als Fünfzigjähriger nach Erez-Israel und wurde dort das verehrte Vorbild hingebender, von heißer Liebe zum Lande beseelter, schöpferischer Arbeit. Was Erez-Israël ihm gewesen ist, geht aus der Antwort hervor, die er als Fünfundsechzigjähriger auf die Frage nach seinem Alter gab: „Ich bin 15 Jahre alt." Er datierte also sein Leben nach den Jahren seiner Arbeit im heiligen Lande. Der Einfluß seiner Persönlichkeit war so mächtig, daß eine Art Religion, die „Religion der Arbeit" von ihm ausging, die namentlich unter den im „Hapoël Hazair" verbundenen Arbeitern lebendig fortwirkt.

M. H.

Meine Freunde!

Ich schreibe euch durch die Zeitung, weil ich glaube, daß das die richtige Adressenform ist. Ich glaube, auf diesem Wege werden euch meine Worte treffen, wo ihr auch seid. Es liegt mir daran, daß meine Worte nicht verloren gehen. Denn ich bin kein Korrespondent, Publizist oder Artikelschreiber. Ich bin ein einfacher Jude mit einem einfachen jüdischen Herzen. Ich will euch schreiben, euch, meine Freunde, wie ein einfacher Jude einen Brief an seine Familie schreibt, und zwar gerade über Familiensachen. Und ich glaube, es wird euch interessant sein, zu lesen, was ich schreibe, denn ich schreibe doch nicht nur von mir selbst, sondern von unserer alten guten Mutter, die, nebenbei gesagt, auch jetzt noch, trotz Verwüstung und Verarmtheit, so schön ist, daß manche jungen Mütter sich wünschen dürften, so schön zu sein.

Was ist denn natürlicher als ein Gruß von der alten Mutter. Wir aber sind unserem alten Heim, einem Heim überhaupt so entfremdet, daß selbst ein Gruß von der Mutter uns kalt und versteinert klingt. Man fühlt — oder man erlebt noch tiefer als jedes Fühlen —

*) Aus dem I. Jahrgang der Zeitschrift „Der Jude".

Fremdheit vor der ganzen Welt, Verstoßenheit und Elend, und „Mutter“ ist für uns fast zu kindlich, zu herzlich, zu menschlich. Verlassene Kinder, aber keine Waisen. Das Gefühl ist wie eingefroren, aber nicht tot. Es ist in jeder jüdischen Seele ein Funke vorhanden, wenn auch dem bloßen Auge unsichtbar. Und ein Funke ist genug. Man muß ihn nur zu behandeln wissen. Vor allem darf man nicht allzu sehr auf ihn losblasen. Das bringt ihn nur zu einem Aufflackern und Verlöschen. Man muß ganz allmählich Asche und Schutt des fremden Bodens abgraben, die ihn sticken und keine frische Luft einlassen. Man muß nur die Seele befreien, — der Funke wird schon das Seinige tun. Still, einfach, ernst müssen die Reden zur Seele sein; wahr, nackt müssen die Nachrichten sein, die man ihr von dem bringt, was ihr nahe und lieb ist. Das reinigt, das befreit, denn das bringt das Leben, wie es ist, und das Leben selbst kann auf der Seele spielen, auf allen Saiten des Gefühls und des Gedankens.

Und so einfach ist mein Gruß aus Palästina. Alles ist in Palästina so einfach, werktägig wie überall. Ihr habt hier alle Kleinlichkeiten und, wenn ihr wollt, alle Niedrigkeiten wie überall. Und unsere nationale Arbeit ist so klein, so mikroskopisch klein — selbst in den guten Jahren —, daß man einen sehr hellen und scharfen Blick haben muß, um sie so zu sehen, wie sie wirklich ist. Denn Lärm, Gepolter und Feuerwerk, das auch in Palästina reichlich vorhanden ist, kann einer ernsten Seele nicht viel geben — außer Beleidigung und Ärger. Das alles müßt ihr wissen, meine Freunde, damit ihr nichts Besonderes erwartet und nicht enttäuscht werdet.

Wenn ihr euch aber mit einem grundoffenen Herzen nach Palästina wendet, mit einem Herzen, das die Wehen des Schaffens nachfühlt, auch wenn sie in Krümmungen, in oftmals ganz unschönen Schreien ihren Ausdruck finden, — dann könnt ihr sicher sein, daß ihr auf euere Rechnung kommen werdet. Das ist der Vorzug von Palästina für uns, daß wir in ihm bei uns sind, bei uns in allem, was wir sind und was wir erleben — ob wir es nun fühlen oder nicht. Da bleibt alles unser: unser Eingreifen, unsere Versäumnis, unser Licht, unser Schatten, unsere Freuden, unsere Leiden, Sorgen mit allem Zubehör, in allen Arten und Farben habt ihr dort, in anderen Ländern vielleicht nicht weniger wie wir hier, — aber euere Sorgen haben keinen Sinn, das sind

Sorgen für nichts und wieder nichts. Hier aber, in Palästina, mögen die Sorgen noch so bitter, herb, schrecklich sein, sie haben einen Sinn. Hier gibt es keinen Schlag, der verloren ginge, keine Sorge, die sinnlos wäre, — hier geht wirklich kein Funke, kein Ton verloren. Ist einer in Palästina, hat er etwas getan, etwas gelitten für unsere Sache, so mag er später auch, Gott behüte, bankrott machen oder gar außer Landes fahren, mag sein Tun ins Nichts zerfallen, — seine Energie, seine Hingabe, sein Leiden bleibt. Und dabei gibt es immerhin auch solche, die hier gesunde Samenkörner säen und selbst ihr Leben. Das alles wächst, von all dem legt sich um die Seele eine neue Lebensschicht... Das alles ist mikroskopisch klein, kaum daß man es sehen kann, — aber es lebt, und mit der Zeit macht es sich auch fühlbar.

Aber am deutlichsten fühlt man es, wenn man hier arbeitet, wenn man der offenherzigen, majestätisch lichtvollen, prophetisch vertieften Natur des Landes Auge in Auge, Herz an Herz, bei der Arbeit, gegenübersteht. Man arbeitet einfach ohne Künste, manchmal schwer und derb und doch erlebt man zeitweise etwas, das nicht besser auszudrücken ist, als daß man sich gewissermaßen organisch in die Arbeit der Natur selbst einarbeitet, in ihr Leben und Schaffen hineinwächst. Etwas erfaßt den Menschen so weltengroß, so himmelrein, so abgrundtief, daß es ihm vorkommt, als ob er auch Wurzeln in der Erde schlüge, die er gräbt, als ob er sich auch von den Sonnenstrahlen nährte, als ob er auch mit allen Gräslein, allen Palmen, allen Bäumen sich tiefer in die tiefe Natur, größer in die große Welt hineinlebte. Und wenn schwere Augenblicke kommen — und sie kommen sehr oft — und man erhält von außen, oder gar von innen, schlimme, sinnlose, unerwartete Schläge, Schläge, daß es einem dunkel vor den Augen, trübe im Herzen wird und man wie betäubt bleibt, — da kommt einem die alte Agadah in Erinnerung, und man denkt, daß es der Engel ist, der im Frühling mit einer Rute auf das Gräslein schlägt und ihm zuruft: „Wachse!"

Und immer dasselbe. Die Woche ist länger als der Sabbat, die Zerstörung größer als der Aufbau, die Wehen stärker als das Schaffen. Die Wehen sind nicht zu ertragen, sind tief wie der Meeresgrund, weil die Kräfte klein, die Seelen kleinlich sind. Die ganze Größe dessen, was geboren werden muß, wird nicht umfaßt, der zweitausendjährige nationale Schmerz wird nicht als

große Schaffenskraft für unsere Arbeit nutzbar gemacht. Es gibt keine Verständigen, die den Wert dieses ungeheuren Kapitals zu erkennen vermöchten. Kleine Händler und Mäkler auf kleinen oder auch auf großen Börsen. Alles ist klein, kleinlich. Parasiten aber haben wir aller Art: kleine und große, ökonomische und geistige. Unser Parasitentum haben wir aus dem Golus ungemindert hierhergebracht, frisch, gesund, kräftig. Und man sät es hier tüchtig aus und es wächst ohne Regen und blüht und trägt Früchte, die glänzen und duften und in der ganzen Welt einen klingenden Namen haben. Und von außen stürmen böse Winde, die mit einem Sturm fast alles von dem wenigen Tauglichen, das hier eingepflanzt ist, ausreißen, fast alles, was wirklich zu leuchten beginnt, auslöschen.

Einen Trost haben wir, d. h. alle, die fest stehen und fest stehen können: daß wir die Schmerzen fühlen, fühlen bis auf den Grund. Wir sind jetzt gleich einer Frau, die jahrelang keine Kinder bekam, so sehr sie auch Gott darum bat, — und plötzlich fühlt sie, daß sie schwanger ist. Sie freut sich über jeden Schmerz, sie hat nur Angst, vielleicht ist der Schmerz zu gelinde, vielleicht ist es nicht das. Im Golus haben wir diese Schmerzen nicht gefühlt. Das sind die Wehen des Schaffens und sie geben uns Mut und Hoffnung, daß wir alles überstehen werden.

So kommen wir mit festen Schritten zu unserer schweren, finsteren Lage. Zu anderer Zeit hätte mein Gruß vielleicht voller, schöner, wärmer sein können. Ich habe auch keine Einzelheiten geschrieben und überhaupt kein Bild gegeben. Das finde ich jetzt nicht wichtig. Das könnt ihr aus anderen Quellen schöpfen und ich werde vermutlich auch noch dazukommen, über alles in seinen verschiedenen Seiten zu reden. Meine Absicht ist jetzt nicht, bei euch für Palästina Interesse zu erwecken: es wäre überhaupt sehr schlimm, wenn ich bei euch, meine Freunde, erst Interesse erwecken müßte. Bei jemand Interesse erwecken heißt nicht, ihn für immer gewinnen, gewinnen mit Leib und Leben, — und Erez Israël fordert von euch Leib und Leben oder es fordert nichts. Ihr seid Juden, solche Juden, wie wir in Palästina. Meine Absicht ist, euch nicht zu sehr darauf aufmerksam zu machen, was ihr für Palästina tun müßt und könnt, als vielmehr darauf, daß Palästina für euch mehr tun kann, daß es euch mehr geben kann als ihr ihm. Und nur dann, wenn Erez Israël euch

etwas Lebenswichtiges gibt, nur wenn ihr in ihm das sucht, was ein Jude nirgends sonst finden kann, was tief in jeder jüdischen Seele fühlbar ist, ohne daß es einen Ausdruck finden kann, weil es keinen Ausdruck besitzt, weil es nach einem solchen erst in Palästina sucht, — erst dann könnt ihr etwas Wesentliches für Palästina tun. Sehr schlimm, sehr schädlich würde es für euch und für Palästina sein, wenn ihr ihm nur geben und nichts von ihm nehmen würdet. Mutter Erez Israël ist keine Schnorrerin. (Und gerade deshalb gibt es hier so viele Schnorrer, weil sie nur von anderen zu nehmen verstehen und nicht von ihr, im besten Fall von ihr nur das zu nehmen wissen, was sie bei anderen viel leichter hätte bekommen können.) Solange ihr nur gebt und nichts nehmt, gebt ihr nur solches, was zum Schnorrer macht, ihr seid aber auch imstande, eurerseits etwas zu geben, das sich auch in den neuen Lebensschichten senken kann. Es wäre schon längst an der Zeit gewesen, darüber nachzudenken, wie nötig die Schaffung einer lebendigen Verbindung wäre, eines lebendigen Verkehrs zwischen den Juden in Palästina und den Juden in anderen Ländern. Jetzt hat das Leben selbst die Angelegenheit auf die Tagesordnung gestellt. Und das ist vorerst der einzige Nutzen, den wir aus unserem jetzigen nationalen Ruin ziehen können. Dieses einzige hat aber einen sehr hohen Wert, das heißt, der Wert kann so hoch sein, wie tief wir die Sache fühlen und verstehen wollen und wie sehr wir von ihr Gebrauch machen können. Und das hat mich hauptsächlich jetzt zum Schreiben veranlaßt.

Aber dieser Gegenstand fordert einen besonderen Brief. Einstweilen — Vertrauen, Mut und Arbeit! Das brauchen wir alle, wir und ihr.

Lebt wohl!

WOHIN?

Skizze von *Martha Hofmann*.

Es war ein trüber Novembertag auf dem Zentralfriedhof. Wie armselige Fetzen an hageren Leibern hingen die letzten, dürren Blätter an den nackten Gerippen der Bäume. Blumen gab es fast keine mehr — nur hie und da ein paar müde Astern. Es war aus für dieses Jahr.

Leo und Alfred gingen schweigend und bedrückt als letzte aus dem Tor der jüdischen Abteilung. Die Eltern und Verwandten des toten Freundes, dem sie nun für immer Lebewohl gesagt, hatten sich rascher von dem frischen Grabe gelöst als sie, seine Kameraden, seine Schulfreunde. Das waren sie seit der ersten Klasse. Und nun waren sie siebzehn.

„Seiner Mutter ist es nah gegangen“, sagte Leo. „Sie war so bleich und konnte kaum gehen. Es ist seltsam, wie spät man oft erkennt, wie lieb man einander hat. Zu spät manchmal.“

„Er hat ihr Unrecht getan,“ meinte Alfred. „Er nannte seine Mutter nie anders als kalt, gefühllos, hart. Nie ist ihm ein weiches Wort über sie über die Lippen gekommen....“

„Das lag in seinem Wesen, Alfred. Immer fühlte er sich unverstanden, zurückgesetzt, übergangen. Hat er nicht auch dich mit Eifersucht gequält? Meinte er nicht immer, du verkehrtest lieber mit mir als mit ihm?“

„Ja,“ sagte Alfred, „er litt an Depression, an Schwermut und Kleingläubigkeit. Er glaubte zu wenig an sich selbst, seine eigene Persönlichkeit. So ein hochbegabter Bursch er war. Aber das lag wohl auch an seiner Lektüre. Er las ja lauter so trübe pessimistische Autoren. Schopenhauer, Weininger und Strindberg. Und er grübelte zu viel darüber nach.“

„Glaubst du, daß es daran lag? Sieh seinen Vater an, der hat ein Buch über Strindberg geschrieben, ein weltberühmtes dazu, und strotzt von Kraft und Lebensfreude. Weißt du, Alfred, was ich meine.“

„Nun?“

„Ich meine, sein Vater hat sich wirklich nicht viel um ihn gekümmert. Und dabei hat Alex ihn so geliebt, so bewundert. Er hat ihn geradezu angebetet und von sich gesagt: ‚Was für ein Schmerz muß das für meinen Vater sein — ein Sohn wie ich! Ein Nichts!‘“

„Seltsam. Dir hat er doch mehr anvertraut als mir, Leo. Das wundert mich, denn du weißt doch, wie sehr er — was soll ich nur sagen — —?“

„Auch für dich geschwärmt hat, meinst du. Und eifersüchtig war auf deine Zuneigung zu andern, nicht wahr? Fast wie bei seinem Vater, denke ich mir. Glaubst du, daß er dem viel anvertraut haben mag?“

„Nein. Wie recht du hast! Weißt du, daß ich fast fürchte, auch ich, sein Freund, habe mich zu wenig um ihn gekümmert? Ich war seiner Freundschaft so sicher — und da —"

„Da warst du manchmal ein wenig ungerecht zu ihm. Gott es war ja nicht arg, wir sind doch keine sentimentalen Backfische."

„Aber jetzt tut es mir doch leid. Weißt du, in uns allen steckt so etwas Grausames, wie ein Raubtier. Wenn jemand uns ergeben ist, uns alles zu Liebe tun könnte — da wird man leicht grausam. Oberflächlich war ich im Verkehr mit ihm, ich habe ihn nicht einmal wirklich gekannt. Wüßte ich denn sonst nicht sicher, ob wirklich...."

Es stockte. Beide schwiegen. Endlich sagte Leo: „Du glaubst also auch nicht an die tückische Grippe, von der die Parte berichtet?"

„Nein," sagte Alfred tonlos. Und nach einer Weile: „Wie kam es nur dazu? Das alles, seine Schwermut, seine Kleingläubigkeit ist doch kein Grund, um sich —"

Wieder stockte er.

Dann nahm Leo wieder das Wort auf.

„Kein Grund, sagst du? Schwermut, Kleingläubigkeit, kein Grund? Das sagst du so leichthin, weil du es nicht kennst. Weil du viel zu stark und zu stolz und zu lebensfroh bist, aber wir..."

„Wieso wir? Du, Leo, kannst doch nicht auch dich meinen? Du Ruhiger, Guter bist stärker als ich und wir andern alle."

„Ruhig bin ich — stark vielleicht auch. Weil ich all das durchgemacht habe, was Alex gelitten hat, und woran er zugrunde gegangen ist. Du bist heute so weich gestimmt, so empfänglich durch den Tod unseres Freundes. Ich möchte die gute Stunde benützen, um dir das Bild unseres Alex so zu zeigen, wie ich es gesehen habe. Hast du Zeit?"

„Genug."

„Dann wollen wir zu Fuß gehen. — Du erinnerst dich, daß Alex Gedichte geschrieben hat. Das ist ja nichts Ungewöhnliches besonders bei uns jüdischen Burschen, aber Alex' Verse waren von so eigentümlicher Schwermut wie sein ganzes Wesen, von einer melodiösen, schmerzlichen Hoffnungslosigkeit. Und dabei, so voll Wohllaut sie waren, — so wenig originell waren sie."

„Angelesen also?"

„Nicht eigentlich. Es lag immer ein persönliches Erlebnis zu Grunde. Viele galten seinem Vater oder dir. Ihr wart seine stärksten Erlebnisse. Eure Kraft, euer Frohsinn, die Zuversicht eures Wesens. Aber im Ganzen fehlte jedes Positive, jeder Inhalt. Eine ihm unbewußte, uralte Melodie ergriff mich darin — die uralte Ghettoklage unseres Volkes.“

„Also Judendichtung. Wie seltsam! Er hatte doch gar nichts Jüdisches. Er sah aus wie ein Prinz, wie irgend ein degenerierter, altadeliger Aesthet. Ich stelle mir Rainer Maria Rilke so vor. Und er haßte die Juden, floh vor allem Jüdischen.“

„Und doch — wovon er sang, das war nichts als Judenleid. War Fremdheit unter den anderen Menschen, Verstoßensein, war Sehnsucht, fort von hier, irgendwohin. War Golus. Unerlöster Golus. Ohne Ende, ohne Ziel.

„Er haßte die Juden, sagst du?“

„Gewiß, auch sich selbst haßte er ja. Floh vor dem Tiefsten in sich selbst — dem Juden. Und verlor sich so ganz. Seinen Schwerpunkt seinen Halt. Zerflatterte zerstob ins Nichts hinüber...“

„Wie seltsam mich das bewegt, mein Leo, was du von Alex erzählst, den ich viele Jahre lang täglich um mich gesehen habe. Ich glaube, es hat ihn niemand gekannt, als du. Und doch, indem du mir Alex so schilderst, fühle ich, wie wahr das alles ist, was du von ihm erzählst. Ich fühle in mir selbst eine Wunde brennen, auf die du deine Finger legst. Sie sind lind, deine Finger, heilend gleichsam — und doch schmerzt es. Sag' mir mehr von ihm — sag', woher du ihn so gut kennst?“

„Weil ich mich selber kenne, Alfred. Weil diese unerlöste Sehnsucht auch meine Seele gefangen hielt, weil die Ziel- und Heimatlosigkeit, das sehnsüchtig-fragende, hoffnungslose. „Wohin?“ auch mich zermürbte. Aber du weißt, daß ich es überwunden habe. Daß ich den einen Weg gefunden habe — den einzigen! — der zur Erlösung führen kann: den Glauben an meine Heimat in meinem Volke. In unserem Volke. Weil ich hier Antwort gefunden auf die ewige Frage „Wohin?“ weil ich mich selbst, den Rhythmus meines Blutes, das Edelste, Stärkste, Beste in mir in den unfaßbar großen Worten unserer heiligen Schrift wiedererkannte. Kennst du die Stelle in dem Propheten, die von der Berufung des Jeremiahu handelt? ‚Du sollst zerstören, niederreißen, vernichten — sollst bauen und pflanzen.‘ Ja, zer-

stören und niederreißen alles Halbe, Verlogene, Niedrige in uns selbst, in unserem Leben. Und bauen und pflanzen — eine neue, wahrhafte, bessere Zukunft. Für unser Volk, für uns selbst — für alle!"

Er hatte sich in Hitze geredet. Erstaunt sah Alfred ihn an. „Du bist glücklich," sagte er. „Du hast ein Ziel, einen Lebensinhalt. Ich könnte dich beneiden."

„Komm zu uns!" rief da Leo lebhaft und ergriff des Freundes Arm. „Wir brauchen solche Kerle wie dich, solche frische, starke, ungebrochene. Komm mit uns, mit uns zu wandern, zu singen, zu arbeiten. Komm zu uns, die wir uns vorbereiten für Erez Israël. Du wirst sehen, wie groß das Leben sein kann!" Er ließ den Arm des Freundes fahren und hielt ihm statt dessen die Rechte hin, in die Alfred nach kurzem Besinnen einschlug.

„Ich will!" sagte er. „Ich glaube, daß ich zu euch gehöre. Dank unserem armen Freunde, der mich durch sein Sterben gelehrt hat, was Leben heißt."

ZUR PALÄSTINA-ARBEIT!

Von *Isidor Klaber.*

Heinrich Heine sagt einmal: „Die jüdische Geschichte ist schön, aber die jungen Juden schaden den alten, die man weit über die Griechen und Römer setzen würde. Ich glaube: gäbe es keinen Juden mehr und man wüßte, es befände sich irgendwo ein Exemplar von diesem Volk, man würde hundert Stunden reisen, um es zu sehen und ihm die Hände zu drücken — und jetzt weicht man uns aus!" —

„Die Geschichte der neueren Juden ist tragisch und schriebe man über dieses Tragische, so wird man noch ausgelacht, das ist das Allertragischeste."

Seit Heine, der ursprünglich noch meinte, der Taufzettel sei das Entreebillet für die europäische Kultur, sind viele Wasser ins Meer geflossen. Das ganze Wahngebilde der Assimilation ist verflogen, verständnisvoll überblicken wir rückwärts schauend die Zeit, in der man durch völlige Hingabe an die anderen Völker, dem eigenen Volkstum entsagend, sich Menschenrechte erringen wollte. Das Tragische der Geschichte des jüdischen Volkes hat sich gewandelt, eine neue Zeit, eine Zeit des Erwachens, eine Zeit einer aufrechten Jugend, eine Zeit der Möglichkeit, das tragische Geschick des

Volkes endlich in ein freudvolleres zu wandeln, ist gegeben. Nicht die Anerkennung durch die anderen oder deren Beherrschung gar ist das Ziel; nein die Sehnsucht selbst, auf eigene Kraft vertrauend. Erez Israël wieder zu erbauen und dann der Menschheit zu zeigen, daß trotz der jahrhundertjährigen Verfolgungen und Entsagungen soviel Energie in dem kleinen Volk der Juden blieb, um für sich und die Menschheit ohne Verstecken, Bücken und Kriechen zu schaffen; das ist der Leitgedanke. Schon jetzt ist der Typus „Jude", der Wohlstand, Studium und Elternhaus oft im Stiche läßt, um in Erez Israël Straßen zu bauen und an der Entsumpfung malariadurchseuchter Gegenden zu arbeiten, nichts Unbekanntes; die Chaluzim sind es, die erst wieder allen, die es nicht glauben konnten und wollten, gezeigt haben, daß die jungen Juden den Vorfahren, die Heine höher als die Griechen und Römer wertet, ebenbürtig sind. Ist also wirklich das tragische Geschick geschwunden? — Nein, viel schlimmer ist es geworden denn je. Eine neue Generation ist in Erez Israël, hunderte junge Burschen und Mädchen sind bereit, für ihr Volk die neue alte Heimat zu erringen und die Masse des Volkes fühlt den Haß der Völker, ächzt in allen Ländern unter der Feindschaft der Wirtsvölker und bleibt stumm und die Reichen geben noch immer Almosen, anstatt daß alle das eine große Opfer brächten. Alle müßten sie endlich erkennen, daß jene Jugend in Erez Israël Lehrmeister ist und aller Parteihader und Zank Schande bedeutet gegenüber der Notwendigkeit jetzt, in dem Augenblick, da wir es dürfen, alles für die Erneuerung des Judentums zu opfern. Einheit des Schaffens, des Gebens und des Wollens tut not.

Die Jugend der Galuth ist gewillt die Rückkehr zum Judentum zu vollziehen, sie weiß den Körper für harte Arbeit zu stählen, sie kennt den Weg der Entbehrungen und fürchtet ihn nicht, aber auch sie hat noch nicht den Weg zur aufrichtigen gemeinsamen Arbeit gefunden, auch sie errichtet noch zuviele Mauern gegeneinander und vergißt dann oft, daß doch alle ein Ziel haben. Nicht Ost und West, nicht Blau oder Gelb, nicht Kappe oder Band darf die Frage sein, sondern die Tat muß zeigen, daß alle am Werke sind.

Und wenn die Jungen dann im Gegensatz zu den nur an den Alltag sich klammernden Alten sich von dem Philistertum befreit haben werden, wird es eine Jugendbewegung geben.

Der neuen Generation, die von glühender Sehnsucht erfüllt, nach Erez Israël strebt, nicht um dort das Leben der Galuth zu kopieren und fortzusetzen, sondern um dort neue ethischere Lebensformen zu schaffen, ihr wird der Sieg über das verknöcherte Banausentum aller Parteien sicher sein.

DER STUDENT UND SEINE POLITISCHE BETÄTIGUNG.

„Präsident Masaryk empfing am 10. April eine Abordnung tschechischer und slowakischer Studenten und verwies in seiner Ansprache auf die Notwendigkeit, Politik zu studieren. Politik im engeren Sinne bedeute politische Führung, Verständnis dafür, wohin die Entwicklung des Staates und der Welt hinzielt, deduktive Politik mit idealen Zielen. Es sei Aufgabe der tschechischen und slowakischen Intelligenz, die Weltsituation zu erfassen, sich klar zu machen, wie die Freiheit der Nation mit dieser zusammenhängt. Gerade in der tschechoslowakischen Republik und Demokratie müsse sich die Intelligenz für die Weltpolitik bilden. Das werde dann zugleich Kulturpolitik sein. Wir sind, erklärte der Präsident, an der Wende einer neuen großen Zeit. Wahre Demokratie hat nicht nur das politische und wirtschaftliche Leben vor sich, sondern das Problem der neuen geistigen Kultur überhaupt. Wahre Demokratie ist aber ohne Sittlichkeit der Bürger nicht möglich. Man sagt, daß die Jugend von Natur aus radikaler ist als die ältere Generation. Ich hege auch da meine Zweifel. Die Studenten spielen auch heute nicht mehr dieselbe Rolle wie früher, als in der Politik die großen Massen noch nicht mitentschieden haben. In der Zeit des Absolutismus konnten einige hundert begeisterte Studenten wirksam demonstrieren und auch revolutionär eingreifen. Diese Stellung besteht für die Studentenschaft in der modernen Demokratie nicht mehr.“ So berichtet die Wr. Morgenzeitung und überläßt es dem Leser, etwa Schlußfolgerungen für das jüdische Volk zu ziehen. Wir, die wir die Bedeutung der jüdischen Studentenschaft für die nationale Bewegung miterlebt haben, wissen wohl auch, wie sehr die äußeren Verhältnisse sich geändert haben. Wir wissen aber auch, daß die Studentenschaft der Vorkriegszeit trotz ihres Idealismus nicht in Luxus gelebt hat und daß viele Kollegen mit ein wenig Milch

und Brot monatelang zufrieden sein mußten. Vor allem waren es die Kollegen aus dem Osten, die beispielgebend an Fleiß, Tüchtigkeit und Genügsamkeit waren und sie waren „Werkstudenten" schon lange, ehe der Name geprägt wurde. Sie haben „Politik" getrieben, wenn man ehrliches Streben für das Volksganze auch einmal so benennen darf und sie haben sich gefreut, wenn einzelne „Bürger" für ihre Ideen, die nichts mit chauvinistischen, nationalistischen Hirngespinsten zu tun hatten, gewonnen wurden. Doch die Nachkriegszeit brachte nicht nur Kriegsgewinner des Geldes, sondern auch Kriegsgewinner der Politik aller Parteien in allen Ländern. Die rein bürgerliche Einstellung jüdisch-nationaler Führer einerseits, vor allem aber die Betätigung vieler jüdischer Studenten im sozialistischen Lager anderseits, brachte bald eine Kluft zwischen Studenten und Führern, sofern die Studenten nicht blinden Gehorsam leisten wollten. Es war kein Zufall, daß viele jüdische Studenten sich zu jenen Kreisen hingezogen fühlten, die vor allem an der Lösung sozialer Aufgaben schaffen und nichts wäre törichter, als eine Vereinigung wahren jüdischen Gefühls und daher auch des Zionismus, mit einer solchen Einstellung negieren zu wollen. Aber auch ein Großteil der Studenten erscheint durch das „Schnorrertum" der Nachkriegszeit demoralisiert. Der Student, muß nicht Agitator sein, er soll nicht als Redner in Massenversammlungen auftreten müssen, aber er muß auf der Hochschule mit den Problemen der Politik, d. h. der Einstellung seines Volkes zu den anderen Völkern und seiner eigenen Stellung zu den anderen Volksgenossen vertraut gemacht werden, damit er nicht ein Spielball wüster Hetzer wird in dem Augenblick, in dem er als schaffender Mann in die Welt tritt. Gesinnung darf nicht von persönlichen Vorteilen diktiert, sondern muß aus innerer Überzeugung gebildet werden. Der jüdische Student unserer Zeit ist nicht schlechter als in früheren Jahren. Seinen Platz muß er sich aber wiederum erobern, nicht um Politik zu betreiben, aber um Ansporn für die oft bloß „radikal scheinenden" Philister zu werden, die die Jugend stets loben und preisen, sie aber niemals verstehen wollen. B. M.

SEPHIRA.

Tage der Trauer sind die Tage des Zählens (der Sephira) und keinerlei Feste dürfen wir in diesen 7 Wochen zwischen Passach und Schewuoth feiern. Der 33. Tag des Omer aber, der

Lag be Omer, unterbricht nicht nur die Trauer, sondern wird sogar als „Schülerfest“ feierlich begangen. Die Erklärung hiefür lautet allgemein dahin, daß einst zur Zeit des Rabbi Akiba die Pest in unserem Lande gewütet und 40.000 Schüler des Rabbi dahingerafft habe; nur an einem einzigen dieser 49 Tage, dem 33., hätte das furchtbare Sterben ausgesetzt. — So die übliche Deutung.

Nun aber muß es dem Kenner der jüdischen Geschichte auffallen, daß ein gewaltiges historisches Ereignis gerade ebenderselben Zeit im jüdischen Schrifttum fast gar keine Beachtung gefunden hat: der heldenmütige Untergang Bar Kochbas — Akibas Freund — und seiner tapferen Schar. Pietätlosigkeit ist nun aber sicherlich nicht unsere Sache und darum müßte es wundernehmen, wenn wir tatsächlich dieses unglücklichen Heldenkampfes nicht in irgendwelcher Form gedächten. Berücksichtigt man indes, daß es den Juden jener Zeit unter der drückenden Römerherrschaft einfach unmöglich war, Bar Kochbas Erhebung gegen den Sieger durch Gedenktage festzuhalten, so gewinnt die Annahme weit mehr als Wahrscheinlichkeit, daß die Version von der unheilvollen Pest nur eine Verhüllung des wahren Sachverhaltes darstellt und die Sephira in Wirklichkeit dem Andenken Bar Kochbas und seiner Getreuen gewidmet ist.

In der Richtung dieser Erklärung liegt es auch, daß in der langen Reihe von Tagen des unglücklichen Kampfes — Tage der Trauer —, der Tag als Festtag gefeiert wird, an welchem Bar Kochba vermutlich einen Sieg über die Römer davongetragen hat, eben der 33. Tag, der Lag be Omer. B. J.

„DER BUND JÜDISCHER JUNGWANDERER“.

Von *Hans Engel.*

In je weitere Kreise die Kenntnis des jungen Bundes dringt, desto öfter werden wir gefragt, ob es eigentlich notwendig war, einen neuen Bund zu gründen und warum wir nicht gemeinsame Sache mit anderen Jugendorganisationen, z. B. dem Blauweiß machen. Auf solche Fragen mußten wir meist die Antwort schuldig bleiben, weil sie sich nicht in wenige Worte kleiden ließ und es doch nicht anging, jedem Einzelnen das alles zu erzählen, was im folgenden ausgeführt wird. Wohl war Gelegenheit vorhanden, öffentlich und zwar in Jugendversammlungen, das Thema zu behandeln, doch hat dieses Publikum nie eine Rechtfertigung, sondern mindestens eine „Sinnesänderung“ verlangt — ein nutzloses Beginnen also für uns. Es gibt Leute, die daraus den Mangel jedes Grundes oder doch nur persönliche Gründe vermutet haben. Wir hoffen, sie eines Besseren zu überzeugen.

*

Was im folgenden auseinandergesetzt wird, ist im großen und ganzen der Führerschaft des Blauweiß Wien vorgeschlagen worden, die es —

anno 1922 — abgelehnt hat und aus triftigen Gründen auch heute noch ablehnen wird. Aber auch andere Jugendorganisationen sehen keinen Anlaß, unser Programm, es sei denn Einzelnes daraus, zu übernehmen, trotzdem, oder vielmehr weil sie keines haben, d. h. haben wollen. In Rußland ist das Gesetz abgeschafft worden und die Richter urteilen nach den Grundsätzen der Vernunft. Das wäre herrlich — wenn alle Richter das erforderliche Quantum Vernunft hätten. Analog: Keine Jugendorganisation würde ein Erziehungsprogramm benötigen, wenn sie wirkliche Jugendführer hätte. Aber wer einige Erfahrung darin hat, weiß, daß gerade in den größeren Jugendorganisationen viele geistig und moralisch ungeeignete Personen Züge und Gruppen führen und daß in der ganzen Wiener jüdischen Jugendbewegung keine fünf, keine drei Leute sind, die wirkliche Eignung in jeder Beziehung haben.

All dem wird beim B. j. J. W. vorgebeugt, indem jeder Führer genau weiß, was er zu tun hat, wie er sich benehmen und was er erlernen soll.

Wir wollen eine wirkliche Jugendorganisation sein und nehmen nur Menschen auf, die sich noch biegen — erziehen lassen. Das ist etwa bis zum 16. Lebensjahr der Fall. Das Schwergewicht der Erziehungsarbeit ist daher bei uns auf diese Altersklassen verlegt, ein Moment, das leider bisher in den jüdischen Jugendorganisationen arg vernachlässigt wird, wenn man unser Hauptziel ins Auge faßt, dem jüdischen Volk wirklich moralisch hochstehende Menschen zu liefern. Es soll nicht verhehlt werden, daß wir nebenbei auch ästhetische Grundsätze beachten wollen, also nicht nur gute, sondern auch schöne, starke Jugendliche auswählen und fördern und sehr viel Wert auf Umgangsformen legen. Doch ist das ein eigenes und noch dazu recht schwieriges Kapitel. Wir wissen zwar, daß uns noch ein spezielles Ziel, die große Idee, wenn man von dem Gesagten und der 5. Stufe absieht, fehlt; aber wenn man bedenkt, was wir in einem Jahr geleistet haben, wie rasch wir vorwärts gekommen sind (wir haben ein paar hundert Jugendliche in mehreren Ortsgruppen gut organisiert), so kann man vermuten, daß auch diese sich bald organisch entwickeln wird.

Die Führerqualifikation ist bei uns eine rein moralische und nicht absolut, sondern in 5 Stufen eingeteilt.

Auf die erste kommt, wer in jeder Beziehung wahrheitsliebend ist. Sich insbesondere selbst seine Fehler eingesteht. Das ist die Grundlage der Erziehung.

Auf die zweite, wer sich erfolgreich bemüht, seine Fehler abzulegen, zumindest die, auf welche man ihn aufmerksam gemacht hat. Daß er außerdem immer pünktlich und verläßlich ist. Übernimmt er etwas durchzuführen, so kann ihn nur eine Gewalt, die stärker ist als er, daran hindern, es zu tun.

Auf die dritte, wer eine gewisse Reife und gewissen Abschluß in seinem Charakter erlangt hat. Außerdem hat er ein bestimmtes Wissen und Können durch elf Prüfungen nachzuweisen, die er schon früher und nacheinander ablegen kann: Jüdisches Wissen, Wandertechnik, Erste Hilfe, Kartenlesen, Zoologie, Botanik, ferner in körperlicher Beziehung: Schwimmprüfung, Tausendmeterlaufen, Fünfstundenprüfung (Selbstbeherrschung), Prüfung des Mutes und der Geistesgegenwart (wird unbemerkt gestellt), Sportprüfung aus einem Sportzweig (natürlich nicht Fußball oder Rodeln, sondern Skilaufen, Rudern, Fechten etz.). Erst nach Ablegung aller Prüfungen erlangt man die Qualifikation der 3. Stufe, so daß wirklich geeignete und verläßliche Führer herangebildet werden. Diese Prüfungen kann schon jeder Probewanderer ablegen.

Die vierte Stufe verlangt das allgemeine und blinde Vertrauen auf Grund der eigenen Fähigkeiten.

Die fünfte eine Tat, die großen Mut oder ein großes persönliches Opfer erfordert und dem jüdischen Volke nützt.

Der Neueintretende ist noch Probewanderer; erst wenn er die Aufnahmsbedingungen erfüllt hat (ruhiges und anständiges Benehmen, ärztliche Untersuchung, Depotzahlung, für die er dann die Uniform erhält, Prüfung aus dem

Wandergesetz und den anderen Bundesvorschriften, etz., wird er feierlich aufgenommen, gelobt die Befolgung der zehn Gesetzartikel durch Handschlag und erhält das Abzeichen, ist von nun an Jungwanderer und jetzt erst wirklich im Bund.

Das ganze Gerüst unserer Erziehungsarbeit, das hier nur oberflächlich skizziert wurde, ist so sorgsam gefügt, daß sich kein Balken herausziehen läßt; es gibt kein wesentliches Aendern ohne es zusammenzureißen. Neunjährige praktische Erziehungsarbeit hat damit ihren Ausdruck gefunden. Man muß aber nicht einmal besonders geistreich sein, um theoretische Einwendungen machen zu können. Aber niemand darf daran ändern, als die Notwendigkeit selbst, der wir uns natürlich nicht verschließen dürfen.

Wie selten dies der Fall war und was für reiche Früchte unsere Saat gezeitigt — davon überzeuge sich jeder selbst.

JÜDISCHER JUGENDBUND MENORAH.

Von *Josef Schuler.*

Wir haben zwar keine Gesetze und keine Verfassung, aber dennoch hat sich in unserem Bunde eine Tendenz herauskristallisiert, die den Tendenzen anderer jüdischer Jugendbünde in Deutschland (Brith haolim) und der Tschecho-Slowakei (Techeleth lawan) ähnlich ist und unsere ganze Einstellung zum zionistischen und Palästina-Problem beeinflußt.

Es ist klar und verständlich, wenn man in Anbetracht der kritischen Lage im Zionismus heute überall sich bemüht, vom Wort zur Tat zu schreiten und von jedem Zionisten Verwirklichung seines Ideals an seiner eigenen Person verlangt. Unverständlich aber ist es, wie diese von hohen Idealen sprühende zionistische Idee heute von weiten zionistischen Kreisen und leider auch von einem großen Teile der Jugend in einen derartig banalen Realismus verwandelt werden konnte. Aber zum Glück nur in der Galuth und nicht in Erez Israël.

Hier versuchen es Tausende von selbstarbeitenden Menschen, den Zionismus zu verwirklichen, nicht indem sie ihn zu den wirtschaftlichen und kulturellen Formen des heutigen Europa degradieren, sondern dadurch, daß sie mit ungeheurer Energie und Kraftanstrengung ein neues, ihrem Ideale sich näherndes Leben schaffen. Dieses Wirken der jüdischen Arbeiterschaft in Erez Israël beherrscht das Leben unseres Bundes, ist unsere Tendenz. Nicht Palästina, sondern ein in sozialer und jeder anderen Beziehung gerechtes Erez Israël ist unser Ideal.

Darnach richtet sich auch die Erziehung unserer Bundesangehörigen. Man ist noch lange kein Chaluz, wenn man einen für Palästina geeigneten Beruf ergreift und ist es umso weniger, wenn dies nur unter der Einwirkung einer Bundes-Psychose geschieht. Chaluz ist man erst dann, wenn man neben der beruflichen Eignung den festen Willen hat, den Weg der palästinensischen Arbeiterschaft zu gehen; Chaluz werden soll man nur aus innerem Drang und fester Überzeugung. Solche Chaluzim zu werden, ist unsere Arbeit.

Unser Bund ist klein und umfaßt nur etwas über hundert Mitglieder. Aber gerade dieser Umstand gestaltet unser Zusammenleben umso schöner und nützlicher. Die nach Geschlecht und Alter durchgeführte Gruppeneinteilung ermöglicht den Führern eine intensive Beschäftigung mit den einzelnen Leuten, auf deren individuelle Erziehung sehr viel Gewicht gelegt wird. Wir

verabscheuen es, einen einheitlichen Typus zu schaffen, sondern legen sehr viel Wert darauf, daß jeder nach seinem Charakter und seiner Begabung das Wertvollste leiste. Darum verschließen wir uns auch nicht den Einflüssen der Umwelt, sondern arbeiten überall mit, wo unsere Arbeit erwünscht und ersprießlich ist. Insbesondere geschieht dies in der Organisation des Hechaluz, den wir als den Kader der „Histadruth haklalith" in Palästina auffassen.

Daß sich auch bei uns, wie bei allen anderen Bünden, große Schwierigkeiten einfinden, die unseren Weg hemmen, ist selbstverständlich. Es ist dies besonders der tragische Zwist zwischen jungem Chaluz und Elternhaus, der endlich einmal, vielleicht in dieser Zeitschrift, öffentlich diskutiert werden müßte. Aber um eben alle diese Hindernisse überwinden zu können, muß man den heiligen Funken des Idealismus in sich erhalten und darf nicht die jetzige wirtschaftliche Notwendigkeit schon unseren Jüngsten als höchstes Ideal vor Augen führen. Wir laufen sonst Gefahr, Wirtschaftsmenschen zu erziehen, die, wenn auch auf anderen Berufsgebieten, den alten, vielleicht schon vererbten jüdischen Handelsgeist betätigen werden.

Dies werden wir, soweit wir es können, verhindern, denn wir wollen nicht in unsere neue Heimat die alten europäischen Krankheiten verschleppen.

DIE SCHÄDIGENDE WIRKUNG DER HAKOAHREISE IN EREZ ISRAËL.

Die Wiener Morgenzeitung vom 25. April 1924 berichtet: Die Sportwut, die ganz Europa ergriffen hat und die jüdische Jugend in der Galuth von der nationalkulturellen Betätigung fernhält, hat auch auf Palästina übergegriffen. Ernste Publizisten, wie R. Benjamin, haben auf die Erscheinung aufmerksam gemacht, daß das offizielle Palästina elf Fußballern, die in ihren Emblemen und Fahnen keinen hebräischen Buchstaben hatten und sich alle hebräischen Reden und Ansprachen ins Deutsche übersetzen ließen, so viel Ehrenbezeugungen erweise, wogegen die Anwesenheit mancher jüdischen Autorität fast stillschweigend übergangen wurde. In der letzten Nummer des misrachistischen „Hator" führt der Schriftsteller Ben-Ami Klage über die Zusammenstellung des Programms der Festwoche, die zum größten Teil aus Sportkonkurrenzen besteht. Ben-Ami meint, daß die jüdischen Gäste, die nach Palästina kommen, nicht auf solche Übungen begierig waren und fordert, daß man den jüdischen Feiertagen ihren alten Glanz und ihre Weihe wiedergebe.

BRIEFKASTEN DER REDAKTION.

A. F., Wien VI. Selbstredend werden wir eine für unseren Leserkreis geeignete Arbeit auch eines „sozialistisch organisierten Jugendlichen" gerne annehmen. **I. R., Prag.** Leider zu spät. Redaktionsschluß immer Mitte des Monats. **F. Z., Wien III.** Angriffe gegen Einzelpersonen halten wir für zwecklos. **Mittelschülerin.** Adresse: des Bundes jüdischer Jungwanderer und Haschomer, II., Taborstraße 59; Blau Weiß, IX., Währingerstraße 15; Menorah, VI., Amerlingstraße 19. **Robert Steiner i. L.** Sie wundern sich über die Wr. Morgenzeitung; sie tun unrecht. Lebten Sie in Wien, hätten Sie eher gestaunt, wenn Sie einmal etwas von Wohlwollen offizieller Kreise für die Jugend gemerkt hätten. **J. N. F., Brief.** Nächstes Heft. **Schapo Ginsberg, Hechaluz.** Leider zu spät, für die nächste Nummer. **F. S. XVIII.** Auskünfte in Radiosachen erteilt in freundlicher Weise unser Gg. Ingenieur Köppel VI., Haydngasse 3.

MAKKABI

TAGUNG DES MAKKABI-WELTVERBANDES IN WIEN.

Die nächste Tagung des Makkabi-Weltverbandes, an der Delegierte aller Makkabiorganisationen der Welt teilnehmen, ist für den 26. bis 29. Juni nach Wien einberufen. Als Abschluß der Tagung ist ein großes Turn- und Sportfest geplant, dessen Vorbereitung der neuen Leitung des österreichischen Turnkreises übertragen wurde.

VOR EINEM NEUEN ARBEITSJAHRE.

Von *Adolf Taglicht*.

Die Hauptversammlung der Jüdischen Turn- und Sportvereine — die dem früheren Kreisturn- und Sporttag entspricht — hat eine neue Leitung gewählt. Sie findet nicht sehr erfreuliche Zustände vor und wird harte Arbeit leisten müssen, um den österreichischen Kreis der Makkabiorganisation zu festigen und einem neuen Aufschwunge zuzuführen.

Die kleinen Sportvereine, sowie ein Teil der Turnvereine kämpfen mit Schwierigkeiten finanzieller und personeller Art, die natürlich auf die finanziellen und organisatorischen Verhältnisse des Kreises rückwirken.

Die großen Klubs leiden an der allzugroßen Beanspruchung seitens einzelner bevorzugter Abteilungen und der hiedurch verursachten Benachteiligung der anderen, obwohl mindestens ebenso wichtigen Sportgruppen. Die Beziehungen der kleinen Vereine untereinander, der kleinen und großen Klubs usw. lassen viel zu wünschen übrig.

Hier Besserung zu schaffen wird viel Diplomatie seitens der Leitung, viel Entgegenkommen seitens der Vereine erfordern. Hintansetzen des persönlichen und des Klubegoismus müssen wir von allen verlangen, die sich in unsere Reihen stellen. Nicht hie kleiner — hie großer Verein, nicht hie Turner — hie Sportler! Mann neben Mann — eine festgeschlossene Truppe im Dienste einer Idee, die alle erfüllt!

Der Makkabibewegung ist im Rahmen der großen zionistischen Weltorganisation, der wir alle angehören, ein breites und wichtiges Arbeitsgebiet vorbehalten. Noch stehen wir, nach 25 Jahren, in der ersten Etappe unseres Weges.

Lassen wir uns nicht aufhalten durch kleinliche Ziele, die wir uns zu unserer Bequemlichkeit und — unserer Entschuldigung stecken. Nicht die Erreichung des Meistertitels durch 11 Mann, so ehrenvoll — wenn durch sportliche Tüchtigkeit und aus eigener Kraft erreicht — der Titel ist, nicht Spitzenleistungen und Gipfelübungen relativ weniger Sportler und Turner, so sehr wir uns hierüber auch freuen mögen, dürfen den Inhalt unseres Programmes bilden, sondern stilles — allerdings zu Paradezwecken weniger geeignetes — Mühen um unsere Jugendabteilungen und um die großen Massen jener Jugendlichen, die uns erreichbar sind, — wenn wir sie zu finden wissen

Erst der stete enge Kontakt mit den jungen Zöglingen, wie er durch gemeinsame freudige Arbeit entsteht, läßt ihnen zur Selbstverständlichkeit werden, daß all unser Tun lediglich Mittel zum Zweck ist. Wir müssen sie lehren, daß Makkabi nicht schlechtweg den jüdischen Turner oder Sportler bedeutet, sondern den jungen Juden, der sich der hohen Ehre bewußt ist, die Kerntruppe unseres Volkes vorbereiten zu dürfen, der sich stets die große Verantwortung vor Augen hält, die darin liegt, stets unter der Kontrolle der Außenwelt zu stehen, die uns stets zu harter Kritik bereit, soweit sie jüdisch, haßerfüllt, wenn sie nichtjüdisch ist, gegenübersteht.

Die Erziehung der Angehörigen unseres Kreises zu dieser Erkenntnis ist das nächste, zugleich schwerste Problem, dessen Lösung wir der neuen Leitung wünschen. Bei den Turnern hat das Losungswort: Bahn frei für die Jungen! fast überall Verständnis gefunden mit segensreichem Erfolge. Vivant sequentes.

HYGIENE DES TURNENS.

Von *Dr. Paul Hirsch.*

Betrachten wir die Besuchsziffern der einzelnen Abteilungen unserer Vereine, so können wir unschwer feststellen, daß die Frequenz der Jugendabteilungen die stärkste ist. Mit Vollendung des fünften Lebensjahres tritt das Kind in das schulpflichtige Alter. Von dieser Zeit bis zu seinem vollendeten 14. Lebensjahre bringt das Kind täglich 4 bis 6 Stunden in der Schule zu, dazu kommt noch eine Stunde, welche die Vorbereitungen für die Schule, wie Hausaufgaben und ähnliches, in Anspruch nehmen, während für die körperliche Ausbildung nur 2 bis 3 Stunden in der Woche vorgesehen sind; oft müssen auch diese entfallen, wenn, wie es oft der Fall ist, nur ein Schulhof, aber kein Turnsaal zur Verfügung stehen und ungünstige Witterung den Aufenhalt im Freien unmöglich macht.

Die Mehrzahl der Eltern hat heute bereits die Notwendigkeit einer ausgiebigeren körperlichen Erziehung der Kinder außerhalb der Schulturnstunden erkannt. Dazu kommt noch, daß die Eltern die Sünden ihrer Väter an den eigenen Kindern gut machen wollen: der rundrückige jüdische Vater will muskelfrohe, steifnackige Söhne haben. Und uns, den Vorturnern der jüdischen Turnvereine, fällt ein Großteil der verantwortungsvollen Aufgabe zu, an der körperlichen Renaissance unseres Volkes mitzuwirken. Voll Verantwortung ist unsere Aufgabe, wenn man bedenkt, wie leicht die wachsenden Menschen durch schlecht betriebene körperliche Ausbildung Schäden erwerben können, die am Erwachsenen nie wieder gut zu machen sind. Wir dürfen daher nicht in den Fehler des Turnunterrichtes der Vorkriegszeit verfallen, das Turnen, ähnlich, wie Rechnen oder Sprachlehre — zu einem Lehrstoff so auszugestalten, daß man gewisse Übungsgruppen aus der großen Zahl der Möglichkeiten herausgreift, nach Schwierigkeitsgraden einteilt und sie als Klassenlehrziel festlegt. Je mehr Schüler das Lehrziel erreichten, desto höher wurde die körperliche Ausbildung der Klasse eingeschätzt — ein offensichtlicher Trugschluß, denn die Fertigkeit in der Ausführung einer gewissen Übungsgruppe

garantiert keinesfalls die Förderung einer gleichmäßigen körperlichen Entwicklung der Schüler, die ja anzustreben ist. Ich sage Förderung deshalb, weil es uns nie gelingen wird, ein von uns willkürlich gesetztes Ziel in Bezug auf körperliche Leistungen zu erreichen, wie es nie gelingen kann, durch irgendwelche Erziehungsmethoden, Maler, Musiker oder andere den Durchschnitt überragende Menschen willkürlich zu erziehen.

Die Grenze, welche der körperlichen Ausbildung gesetzt ist, wird, wenn wir von äußeren Umständen absehen, hauptsächlich von der Konstitution des Kindes bestimmt, wobei wir unter Konstitution die Summe aller angeborenen Eigenschaften verstehen, mithin auch die Fähigkeit, gewisse Fertigkeiten (Koordinationen) zu erlernen. Koordination ist die unbewußt ablaufende, nach Zeit und Intensität abgestimmte Zusammenziehung von Muskelgruppen, welche den Ablauf von gewollten Bewegungen ermöglichen; es ist somit fast jede willkürliche Bewegung die Folge einer Koordination. Nur wenige Koordinationen, wie der Saug- und Schluckakt, sind den Menschen angeboren, während das Huhn z. B. gleich, wenn es aus dem Ei schlüpft, seine Beinchen richtig gebrauchen kann, was der Mensch erst mühsam erlernen muß. Auch die Leibesübungen bestehen aus mehr oder minder schwierigen Koordinationen, die von den Turnern verschieden rasch erlernt werden; wir sehen da Abstufungen, die schon im Kinderturnen das talentierte Kind vom unbegabten unterscheiden lassen, ähnlich den Unterschieden der Auffassungsgabe, die wir bei geistiger Ausbildung bemerken.

Welches ist nun die richtige Methode der körperlichen Erziehung, die möglichst viele Schäden der Schüler ausgleichen und die Ausbildung des Skelettes, der Muskeln, der Nerven, sowie Atmung, Blutbildung und Herztätigkeit auf beste Art fördern soll?

Die große Frage: Turnen oder Sport ist ja für uns schon entschieden. Aber doch möchte ich es nicht unterlassen, einiges über den Wert der einzelnen Sportarten zu sagen.

(Fortsetzung folgt).

SPORT UND DIE JÜDISCHE JUGEND.

Von *Hermann Balaban.*

Die jüdische Jugend hat die Aufgabe übernommen, der Welt zu beweisen, daß neben dem Geistesjuden, der neue Typus des Muskeljuden erstanden ist. Sie will das Produkt zweitausendjähriger Unterdrückung verschwinden machen, den ängstlichen Judenjungen zum selbstbewußten jüdischen Mann erziehen, geeignet, die Zukunft unseres Volkes zu sichern. Die Unterstützung dieses Strebens seitens der gesamten jüdischen Öffentlichkeit, deren dieses Ziel wohl würdig wäre, steht noch immer aus. Aber auch das mangelnde Verständnis der einzelnen Sportvereine für die eine Idee, der wir alle — welchem jüdischen Vereine immer wir angehören — dienen, trug mit dazu bei, daß wir noch nicht so weit sind, als es sonst der Fall sein müßte.

Noch sind sich nicht alle Vereine dessen bewußt, daß sie auf dem Spielfelde den gesamten jüdischen Sport vertreten. Noch behandeln einzelne Vereine bei den Wettspielen den Bruderverein nicht als solchen, mit dem man zwecks gemeinsamer Übung und gemeinsamen Fortschrittes seine Kraft mißt, sondern als gehaßten Gegner in häßlichem Punktekampfe.

Ich hatte Gelegenheit, bei zwei Vereinen der IV. Klasse die Rüstungen zum gegenseitigen „Kampfe" zu beobachten. Es herrschte eine derart haßerfüllte Stimmung, als ging's in einem Kampf auf Leben und Tod. Auf meine Frage, ob es denn wirklich notwendig ist, daß wir bei Wettspielen gegen Brudervereine uns in derselben seelischen Verfassung befinden, wie bei Spielen gegen nichtjüdische Vereine, wo wir gegen dreifache Übermacht kämpfen müssen: gegnerische Mannschaft, Publikum und Schiedsrichter — erhielt ich keine Antwort.

Noch erblickt der eine jüdische Sportverein in dem zweiten, den Konkurrenzverein. Noch übt ein großer Teil der jüdischen Jugend den Sport in nichtjüdischen Vereinen aus, weil wir ihnen zu wenig an Trainingsgelegenheit bieten. Darum sind die kleineren jüdischen Sportvereine notwendig, weil sie ihnen jene Betätigungsmöglichkeit bieten, die sie in einem großen jüdischen Sportvereine nicht finden.

In den kleineren Vereinen findet man viel größeres Verständnis für die Pflicht, sich um die Jugendlichen zu kümmern, einerseits deshalb, weil der Zuzug der Erwachsenen zum kleinen Vereine ein relativ geringer ist, — er also schon im eigenen Interesse sich den Nachwuchs heranzuziehen sucht, anderseits deshalb, weil die führenden Personen der kleinen Vereine sich diesen gerade deshalb gewidmet haben, weil die Betriebsweise der großen Vereine ihren Ansichten über jüdischen Sport diametral entgegengesetzt ist.

Darum sollen die kleinen Vereine weiterbestehen. Aber vorher: Ordnung schaffen!

Weg mit Eitelkeit, Konkurrenzneid und den lächerlichen Differenzen zwischen den einzelnen Vereinen, über deren Ursachen ich noch einiges sagen möchte.

(Fortsetzung folgt.)

PREISAUSSCHREIBEN.

Makkabi IX. veranstaltet für seine Kinderabteilungen ein Preisausschreiben für die beste Beantwortung der Fragen:

1. **Warum turne ich gerade im Makkabi?**
2. **Was gefällt mir im Makkabi am besten und was mißfällt mir dort?**

Der Turnrat hat 12 Bücherpreise ausgesetzt.

Die Redaktion des „Makkabi" erweitert dieses Preisausschreiben für die Jugendabteilungen sämtlicher Makkabivereine der Jüdischen Turnerschaft und wird die 10 besten Arbeiten mit Buchprämien auszeichnen.

Die Arbeit, die den ersten Preis erhält, wird in der Makkabi-Beilage der „Jüdischen Jugend" veröffentlicht.

Einsendung der Arbeiten bis spätestens 18. Mai an die Redaktion der „Jüdische Jugend".

DIE NEUE LEITUNG DES KREISES ÖSTERREICH DER JÜDISCHEN TURN- UND SPORTVEREINE.

Präsident: Direktor Gustav Spiegler, I. Vizepräsident: Adolf Taglicht, II. Vizepräsident: A. Baar, III. Vizepräsident: Wolfensohn; Ausschußmitglieder: Tysser, Laufer, Földös, Ing. Z. Königstein, Albert Ziffer, Feßler.

*

Die Berichte über die Schauturnen der Makkabi IX, X, XVII und XX erscheinen wegen Raummangels erst in der nächsten Nummer.

Nachdruck verboten. — Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Dr. Leon Kolb, Kaufmann, Wien IX., Fuchsthallergasse 4. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Berthold Hirschl, Wien II., Lassingleithnerplatz 2. Druckerei: Ig. Unger (Inhaber M. Rath), Wien IV., Margarethenstraße 30.